



EIN WEITERER KAMPF UM ROM MARTIN JEHNE

Martin Jehne studierte Geschichte und Germanistik in Köln. Das grandiose Erlebnis einer Exkursion ins griechische Sizilien brachte ihn zur Alten Geschichte, in der er nach dem Staatsexamen mit einer Dissertation über den Staat Caesars begann. 1984 wurde er an der Universität Passau promoviert, 1990 habilitierte er sich dort mit einer Arbeit über die vergeblichen Friedensbemühungen in der griechischen Welt des 4. Jahrhunderts v. Chr. Nach Vertretung einer Professur an der Universität Münster wurde er 1992/93 an die Technische Universität Dresden berufen. Die interdisziplinäre Offenheit der Gründergeneration der Geistes- und Sozialwissenschaften in Dresden, die sich in drei Sonderforschungsbereichen niederschlug, war ein prägendes Erlebnis und hat Martin Jehnes eigene Forschungsperspektiven nachhaltig beeinflusst. Seine Arbeiten sind überwiegend der politischen Kulturgeschichte zuzurechnen. Er hat sich besonders für politische Partizipation in der römischen Republik interessiert und allgemein für Stabilität, Wandel und Zusammenbruch politischer Systeme in der Antike. Zuletzt hat er sich vor allem mit Invektivität beschäftigt, also mit Beleidigungen und Herabsetzungen in römischen Kommunikationsarenen. – Adresse: Institut für Geschichte, Technische Universität Dresden, 01062 Dresden. E-Mail: martin.jehne@tu-dresden.de.

Als ich im Februar nach Berlin in das Wissenschaftskolleg übersiedelte, war ich wohl der letzte der Fellows des Jahrgangs, der in den Tempel der Wissenschaften in der Wallotstraße einzog. Ich kam spät, aber nicht zu spät, denn ich wurde vom Leben nicht bestraft. Natürlich kannten sich die Fellows zumeist schon gut, man kooperierte, diskutierte, kochte, aß und trank zusammen, ging in Ausstellungen, ins Konzert und auf Exkursion

miteinander. Aber die Gruppe machte es dem Neuling leicht und die Wiko-Mannschaft sowieso. Bald saß ich an wechselnden Tischen zum Mittagessen und zum Donnerstagsdinner, beteiligte mich an anregenden, aber auch einfach lustigen Gesprächen, guckte Fußball auf dem Großbildschirm in der Villa Jaffé in einer fröhlichen Runde, nahm an einer hinreißenden Performance von Luca Giuliani zur Rekonstruktion der Laokoon-Gruppe teil und genoss die Dienstagskolloquien und die Abendveranstaltungen in vollen Zügen. Und sonntags ging ich bald mit Rudolphs in schöne Lokale – manchmal.

Aber ich war ja gekommen, um an meinem Buchprojekt zu arbeiten, einer „Geschichte der Antike“, über die sich ein amerikanischer Freund und Kollege, dem ich davon erzählte, spontan äußerte: „It seems to be a life sentence!“ Mir stand damals noch nicht vor Augen, dass er recht haben könnte ... Und so ging es erst einmal, wie es immer geht. Kaum saß ich unterm Dach des Haupthauses in meinem schönen Apartment, hörte die Vögel zwitschern und schaute auf die mächtigen Bäume, blickte mich ein Stapel von überfälligen Gutachten und zugesagten Texten aller Couleur tückisch von der Seite an und schien mir knurrend zu vermelden: Ich bin überfällig! Bevor du mich nicht abgearbeitet hast, läuft hier nichts! Aber bedrückender noch als die hinausgeschobenen Verpflichtungen sind die Wiedergänger. Denn die kommen aus dem Nichts! Kaum lehnt man sich zurück und will in Ruhe über das nachdenken, was vor einem liegt, ploppen die E-Mails auf und gratulieren, dass nun das Sammelwerk, zu dem man vor drei Jahren einen Beitrag beigesteuert hat, tatsächlich in Kürze erscheinen soll und man doch bitte in den nächsten drei Tagen seinen Aufsatz Korrektur zu lesen habe oder Ähnliches. Da ich das, was ich abgeliefert habe, weitgehend vergesse, ist dieser Bumerang-Effekt geradezu erschreckend. Wie im Horrorfilm! Das Monster scheint schon für immer versenkt, da kommt es plötzlich wieder hoch!

Trotz alledem habe ich bei dem wunderbaren Bibliotheksservice des Kollegs kräftig Bücher bestellt und mich schon zu Anfang wenigstens teilweise meinem Projekt gewidmet. Ich begann, aus eher zufälligen Notizen zum frühen Rom ein erstes Kapitel zu machen. Anfänge sind immer geheimnisvoll, doch bin ich mir nicht so sicher, ob ihnen stets ein Zauber innewohnt. Im Falle der römischen Frühzeit ist die Lage besonders schwierig, weil einerseits massenhaft Informationen über die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte in literarischen Quellen der Antike überliefert sind, aber andererseits selbst die frühesten Texte erst 300 Jahre nach den berichteten Ereignissen geschrieben wurden und es keinerlei Grund gibt zu vermuten, es habe hierfür eine Grundlage in Form von schriftlichen Aufzeichnungen von einigem Umfang gegeben. Hinzu tritt eine steigende

Zahl von archäologischen Untersuchungen, die mit enorm erweiterten und verbesserten Untersuchungsmethoden Massen von neuen Informationen zusammentragen und in hypothetische Rekonstruktionen gießen. Aber das ist das intellektuell Interessante an der Alten Geschichte als einer historischen Disziplin, die immer an großer Informationsarmut leidet: Man ist zu besonders sorgfältiger Hypothesenbildung genötigt, da man so selten aus dem Material heraus korrigiert wird. Der Konstruktcharakter der Geschichte beißt Althistoriker:innen jeden Tag in die Nase.

Wie immer führte mich das Abenteuer des Schreibens sofort von meinem Konzept weg auf Nebengleise, die viel interessanter zu sein schienen als die Hauptstränge. Konnte ich die neue Debatte der Spezialisten für Altersmessung organischer Substanzen mit Hilfe der ¹⁴C-Methode, ob denn nicht alle Kulturperioden der Mittelmeerwelt mindestens fünfzig Jahre früher zu datieren sind als bisher angenommen, infolge von Inkompetenz noch nach knappem Referat an die Laborarchäologen zurücküberweisen, so schlug mich doch unerwartet die Grundsatzfrage in den Bann, ob Geschichtsschreiber lügen. Die allgemeine Antwort ist trivial: Geschichtsschreiber sind Menschen, und alle Menschen lügen – aber nicht immer und vor allem nicht in jedem Kontext. Aber wie sieht es für die Antike konkret aus? Geschichtsschreiber wurden gerne als Lügner bezeichnet, andererseits auch gegen den Vorwurf verteidigt. Wenn ein römischer Historiker über weit vergangene Epochen eine ausführliche Darstellung verfasste, für die ihm nur wenige Informationen aus den Werken älterer Autoren vorlagen, erweiterte er dann den Stoff mit lauter Lügen? Das ist sehr unwahrscheinlich, schon weil in einem Genre, das dem Wahrheitsgebot unterlag, die Dominanz von Episoden, die die Leser für frei erfunden hielten, das Prestige des Autors empfindlich geschädigt hätte.

Wie konnten die Römer sich aus diesem Dilemma befreien? Nun ist bekanntlich nicht jede Falschinformation eine Lüge, sondern nur die, von der die Urheber wissen, dass sie falsch ist. Wie konnte jedoch ein römischer Historiker Geschichten erzählen über eine Vergangenheit, für die wir keine möglichen Quellen erkennen können, und trotzdem glauben, er verbreite keine Lügen? Nun sah man schon in der Antike, dass Historiker sich oft mit Wahrscheinlichkeit zufriedengeben müssen, aber wie kann man eine umfassendere Darstellung weit entfernter Vergangenheit, über die nur einige Grundfakten vorliegen, als wahrscheinlich ansehen? Tatsächlich scheint das den Römern nicht so schwergefallen zu sein, denn sie gingen sehr selbstverständlich von der Normalität weitgehend identischer Reproduktion aus. Wenn sie aus Familienüberlieferung oder Priesteraufzeichnungen einen Namen hatten, dessen Träger in einem der wichtigen Expansionskriege der

Vergangenheit eine Rolle gespielt hatte, dann hatten sie auch schon einen Teil der Geschichte, denn ein Mann aus dem Geschlecht der Claudier dachte und handelte genauso wie seine Nachfahren einschließlich der lebenden Vertreter. Dass diese Vorstellung nicht durch die Realität ständig infrage gestellt wurde, weil eben doch nicht jeder Sohn sich wie sein Vater verhält, wurde durch die Erwartung und Bereitschaft gesichert, dass sich die Söhne normalerweise bemühten, so wie ihre berühmten Vorfahren zu sein, und damit von alleine daran arbeiteten, ihren Vätern zu ähneln.

Wenn ich mich genug mit den Problemen der römischen Frühzeit und ihren Historiografen herumgeschlagen hatte, spielte ich Cello, oder ich zog aus, um mir Berlin zu erschließen – oder beides nacheinander. Dass ich mein Cello mitgebracht hatte, war eine glückliche Entscheidung. Meine Umwohner Felix, David und Marietta waren sehr tolerant, und es war für mich eine wundervolle Entspannung. Besonders schön war aber, dass ich schon in meinen ersten Tagen mit Benedict am Mittagstisch saß und wir darauf kamen, dass er ebenfalls Cello spielt, aber kein Instrument mitgebracht hatte. Zunächst wollte er es nur ausborgen, um seinem Baby, das unterwegs war, zu gegebener Zeit ein Ständchen zu spielen, aber später haben wir eine sehr erfolgreiche Cellonutzungsabsprache getroffen. Je nach Anwesenheit und Zeitbudget hatte der eine oder der andere das Cello und das Zubehör samt Noten. Meine allgemeine Neigung, Aufgaben auf den nächsten Tag zu verschieben, betrifft auch das Cellospielen, und so war es ein willkommener Ansporn, wenn ich wusste, dass ich das Cello in zwei Tagen an Benedict übergeben wollte. Insgesamt spielte ich im Wissenschaftskolleg mehr als zu Hause, und das tat meiner verkommenen Technik und meiner Seele erkennbar gut.

Aber ich wollte auch Berlin besser kennenlernen. Berlin ist die Stadt meiner Eltern, der zentrale Schauplatz der Geschichtenwelt meiner Familie. Trotz einiger Jahre, die ich hier als kleines Kind gelebt hatte, trotz unzähliger Besuche in West und Ost, die ich der Stadt durch alle Perioden der jüngeren deutschen Geschichte hindurch abgestattet hatte, und trotz eines Apartments in Friedenau seit einigen Jahren ist mir Berlin weitgehend unbekannt geblieben, und das wollte ich als Nebenprodukt meiner Zeit im Wiko ändern. Zunächst genoss ich die Möglichkeit, mich spontan mit meinen beiden Kindern treffen zu können, die jetzt in Berlin leben und gekommen sind, um zu bleiben. Kaum hatten wir den ersten Ausstellungsbesuch ins Auge gefasst, da kam Corona! Wie im Wissenschaftskolleg sofort zu sehen war, konnten es sich die Institutionen nicht leisten, erst einmal gelassen abzuwarten, sondern sie mussten die Vorgaben aus der Politik umsetzen und zudem die Wünsche der vorsichtigeren Fellows ernst nehmen. Als mich meine Frau

wie meistens übers Wochenende besuchen kam, sagte sie mir, sie sei eigentlich gekommen, um mich mit nach Hause zu nehmen. Ich reagierte spontan: „Nein! Warum? Es geht mir hier so gut, ich will bleiben!“ Wie immer wartete meine Frau gelassen ab, bis ich mich beruhigt hatte und allmählich begann, die Lage nüchtern zu durchdenken. Die Ausgangsbeschränkungen waren absehbar, das gemeinsame Mittagessen im Wiko würde es nicht mehr lange geben, die Museen, Konzert- und Opernhäuser machten zu und – für mich genauso wichtig – die Restaurants und Kneipen. Die gesamte Geselligkeit würde weitgehend zum Erliegen kommen, innerhalb und außerhalb des Wissenschaftskollegs. Wenn ich schon weitgehend auf meine Wohnung zurückgeworfen sein würde, dann wollte ich viel lieber mit meiner Frau zusammensitzen als alleine in Teilquarantäne. Also verließ ich das Wiko an den Iden des März. Aber ich war fest entschlossen zurückzukommen, wenn die Restriktionen wieder gelockert werden würden.

Zu Hause führte ich wehmütig meinen Kampf gegen die Widersprüche in der Überlieferung zum frühen Rom weiter. Es ging mir gut, aber mir fehlte das Wiko. Elektronische Ersatzhandlungen funktionieren für mich nicht gut, sicher eine Folge mangelnder Gewohnheit, aber auch meiner ausgeprägten Neigung zur Kommunikation unter Anwesenden. Früher schrieb ich keine Briefe, dann telefonierte ich nicht, dann schickte ich keine E-Mails, und nun nahm ich nicht an Videokonferenzen teil. Immerhin hockte ich am PC und arbeitete brav, verfolgte obsessiv die Corona-Nachrichten wie die ganze Welt, ging mit meiner Frau und Tochter im Wald spazieren wie empfohlen, las ein wenig und schaute Serien und Filme wie jedermann. Doch dann wurden die Beschränkungen allmählich gelockert und man durfte wieder die Kontaktfrequenz erhöhen! Das war der Moment zurückzukehren. Die einstmals eherne Regel des Boxsports „They never come back“ galt es erneut zu durchbrechen. Das Startsignal für die Rückkehr ins Wiko war die Restitution eines zentralen Rituals: des gemeinsamen Mittagessens, das jetzt wieder seine Vergemeinschaftungsimpulse abstrahlen konnte, auch wenn coronabedingt Zeitfenster und Abstände beachtet werden mussten. Dann kam das erste Dienstagskolloquium noch über Zoom, aber als ich selber an der Reihe war, gab es die erste Hybridveranstaltung, mit einer begrenzten Zahl von Teilnehmern im Saal und dem Rest am Bildschirm. Die Corona-Krise hatte ja sofort berechtigte Sorgen ausgelöst, die Demokratien der Welt könnten Schaden nehmen, da die anstehenden „Notverordnungen“ unvermeidlich Eingriffe in die Bürgerfreiheit implizierten und nicht auszuschließen war, dass die Exekutive nach der Besserung der Lage ihre Durchgriffsrechte auf Dauer stellen würde. Im Wiko wurde eifrig und interessant darüber diskutiert, und so habe ich mit dem

Systemwechsel von der Republik zur Monarchie ein Thema gewählt, das auf abstrakter Ebene einige Anknüpfungspunkte bot, um über Machtverschiebungen nachzudenken. Es folgte eine lebhafte Diskussion – aber die gab es im Wiko eigentlich immer.

Nach einiger Zeit kehrte sogar das Donnerstagsdinner wieder, und man saß in unterschiedlichen Besetzungen zusammen, genoss den Spaß der Tischgespräche mit intellektuellem Input und aß und trank zuviel. Am Ende des Dinners pflegte ich mit Benedict zusammensitzen, und wir unterhielten uns über Celloliteratur und Cellist:innen. Benedict weiß praktisch alles darüber! Ehe ich mich versah, waren wir im Gespräch über Emanuel Feuermann, Pierre Fournier oder Paul Tortelier und diskutierten über die Sinnhaftigkeit des Knickstachels oder über Mendelssohns Cellosonaten. In solchen Begegnungen manifestiert sich für mich das Besondere des Wissenschaftskollegs: die ständige Inspiration durch das Unerwartete. Ich bin dem Kolleg und allen seinen Mitarbeiter:innen und Fellows sehr dankbar für die schöne und ungeheuer anregende Zeit, die ich dort verbringen durfte.